



Leseprobe

David E. Hilton

Wir sind die Könige von Colorado

Roman

Aus dem Amerikanischen von Bettina Abarbanell

400 Seiten. Gebunden

19,90 € [D] / 20,50 € [A]

ISBN 978-3-7160-2647-2

Erstverkaufstag: 28. Februar 2011

ARCHE

www.arche-verlag.com

Kapitel 1

Im Sommer 1963, als ich dreizehn war, stieß ich meinem Vater ein Davy-Crockett-Taschenmesser in die Brust. Das ist fast fünfzig Jahre her. Wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben, dass ich nichts als Leere empfinde, wann immer ich an all das zurückdenke.

Es ist traurig, wenn ein Mann die wichtigsten Dinge in seiner Vergangenheit wegschließt, nur um zu vergessen, dass sie eine Zeit lang alles waren, was zählte. Alles, was sein Leben geprägt und ihn zu dem gemacht hat, der er ist – doch genau das habe ich getan. Ich glaube, manchmal beginnt man sogar zu vergessen, was sich überhaupt hinter dieser verschlossenen Tür, in diesem Raum aus toten Erinnerungen, verbirgt. Aber dann, manchmal, wird die Tür eingetreten, und ob man es will oder nicht, man erinnert sich doch.

Das ist heute passiert.

Als ich aus dem Fahrstuhl trat, herrschte in der Eingangshalle großer Aufruhr. Ich hörte Schreie und Schreckenslaute. Leute liefen mit aufgerissenen Augen über den langen Marmorflur. Jenseits der hohen Glastüren auf der Vorderseite des Gebäudes bildete sich eine Menschenmenge.

Es hatte einen Unfall gegeben.

Ein Pick-up mit Pferdeanhänger war von einem schwarzen Landrover angefahren worden. Der Anhänger, der die Hauptwucht des Zusammenstoßes abbekommen hatte, war auf die Seite gekippt. Darin lag eine wunderschöne weiße Stute, halb tot, um ihr Le-

Kapitel 2

ben kämpfend. Keine Polizeiwagen. Keine Sirenen. Der Fahrer des eingedellten Pick-ups saß auf der Straße und hielt sich benommen den Arm. Ein paar Leute holten ihre Handys heraus und wählten den Notruf, andere standen nur hilflos herum und gafften. Die Tür des Anhängers baumelte lose in den Angeln, und die Stute hing halb heraus, das Hinterteil im Wagen, Kopf und Rumpf auf dem verdreckten Asphalt. Sie versuchte, den Kopf zu heben; der Rest ihres Körpers regte sich nicht. Ihr Rücken war auf unnatürliche Weise verdreht, aber was ich am schlimmsten fand, war der Anblick des Blutes, das unter ihrem Maul auf den Asphalt rann. Ihre großen schwarzen Augen schossen im Chaos des Stadtzentrums panisch hin und her.

Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge und lief zu ihr. »Nein«, flüsterte ich, als ich mich neben sie kniete, und strich ihr mit der Hand über den Hals. Sie wieherte, und es kam noch mehr Blut. Ein beinahe menschliches Stöhnen entwich ihrem Brustkorb, und sie versuchte erneut, den Kopf zu heben. Sie würde sterben, und es gab nichts auf der Welt, was ich tun konnte, außer hier bei ihr zu sein.

Sie unternahm eine letzte Anstrengung, sich aufzurappeln, und wieherte erneut. Ihr schwerer Atem wurde immer schwächer. Dann verlosch er.

Ich umarmte die Stute, so fest ich konnte, und weinte um sie. Vielleicht machte ich mich zum Narren, aber das war mir egal. In diesem Moment kamen die Menschen und Orte, die ich so lange hinter jener verschlossenen Tür eingesperrt hatte, wieder zum Vorschein, und ich wurde von der Vergangenheit überrollt.

Der Himmel lodert auf, und sofort folgt das Echo des Donners, ein anhaltendes Grollen, das gar kein Ende zu nehmen scheint. In dem peitschenden Regen und den Windböen heben und senken sich die Äste der Eiche vor meinem Schlafzimmerfenster und kratzen mit krummen Fingern an der Scheibe. Es klingt nach einem scheußlichen Sturm.

Aber das ist es nicht, was mich geweckt hat. Das Bild der sterbenden Stute hatte mich den ganzen Abend nicht losgelassen: verdreht, mit gebrochenen Knochen, nach Atem ringend. Ich glaube, ich habe sogar von ihr geträumt. Von ihr und den Geheimnissen meiner Vergangenheit.

In kalten Schweiß gebadet, wachte ich auf und packte mein Knie. Ich versuchte still zu liegen – den Schmerz zu ignorieren und wieder einzuschlafen. Manchmal liege ich stundenlang so wach. Ich könnte etwas gegen die Schmerzen nehmen, nur dass ich dieser Tage ohnehin schon so viele Tabletten schlucke. Ich frage mich immer, was passieren würde, wenn ich es einfach sein ließe. Ich spüre den Schmerz in allen Gelenken, aber am schlimmsten ist er unterhalb meiner linken Schulter. Wenn ich weit genug nach hinten greife, komme ich gerade eben dort an und kann die dicke Linie aus Narbengewebe ertasten.

Mein Arzt sagt, das sei der Beginn einer Arthritis, und hat mir schon mehrfach geraten, aus dem kalten Klima Chicagos wegzuziehen. Irgendwohin, wo es trocken ist,

nach Westen. Der Mann hat gut reden; er ist vierzig. Ich kann nicht einfach aufbrechen und noch mal von vorn anfangen. Nicht in meinem Alter. Nicht allein.

Für Männer wie mich gibt es keinen Neuanfang, dafür immer mal wieder ein Ende. Heute, noch vor der Sache mit dem Unfall, dem Blut und dem Pferd, hat mich das Versicherungsunternehmen, bei dem ich seit dreiundzwanzig Jahren arbeite, in einem Brief davon unterrichtet, dass ich Teil der generischen Personalreduzierung sei. Das stand da wirklich: *generische Personalreduzierung*. Wahrscheinlich sollte das eher unpersönlich als gleichgültig klingen, aber ich finde, es kommt beides darin zum Ausdruck.

Als es an der Zeit war, den Personalbestand zu verringern, mussten sie vermutlich nicht allzu lange überlegen, von wem sie sich trennen sollten. Ich bin nicht gerade ein herausragender Mitarbeiter gewesen. In den letzten Jahren habe ich mich schwergetan und gemerkt, dass ich mich zunehmend treiben ließ. Ich habe mir nur noch so viel Mühe gegeben, wie unbedingt nötig war, um mir keinen Ärger einzuhandeln. Zuletzt habe ich mich fast wie ein Geist gefühlt: einsam und unsichtbar. Offen gestanden bin ich überrascht, dass ich mich überhaupt so lange halten konnte.

Während ich also meinen Schreibtisch räumte, bekam ich zweimal Besuch. Zuerst von Wanda Bratcher, unserer Empfangsdame. Sie ist schon fast genauso lange in der Firma wie ich. Unbeholfen wünschte sie mir alles Gute, um mich dann auch noch, ganz unerwartet, an ihre Brust zu drücken. Als sie mich mit ihren dünnen Armen umklammerte und »Viel Glück da draußen, William Sheppard« flüsterte, fühlte ich mich wie ein Häft-

ling, der wieder in die Klauen der Gesellschaft entlassen wird.

Der zweite Besucher war Ronald Perkins. Er ist vielleicht der einzige Kollege, den ich als Freund bezeichnen könnte, obwohl wir eigentlich nur im Büro miteinander reden. Auch für ihn war es der letzte Tag. Ronald ist ein vierschrötiger Mann, der einem liebend gern schlechte Nachrichten überbringt. Es ist wirklich Pech für ihn, dass er sich seine Kündigung nicht selbst aussprechen konnte.

»Ich denke neuerdings viel über die Zeit nach.«

Ich log und sagte, das gehe mir nicht so. »Nev Lewis und Jeff Morgan haben bestimmt auch viel über die Zeit nachgedacht. Vielleicht sollten wir das besser nicht tun.«

Beide waren letztes Frühjahr in Rente gegangen, und beide waren kurz darauf gestorben.

Der Rest des Tages verlief überwiegend so, wie ich es erwartet hatte. Eine kleine Gruppe von Kollegen lud mich zum Mittagessen ein und überreichte mir eine Karte mit einer Menge Unterschriften; einige Namen kannte ich, andere sagten mir nicht das Geringste. Händeschütteln, Schulterklopfen. Jedes »Viel Glück« eine Erinnerung daran, dass ich es verdammt gut würde gebrauchen können.

Ich sitze in demselben sinkenden Boot wie Ronald Perkins. Zwar kann ich mich nach einer neuen Anstellung umschauen, aber ich bezweifle, dass es für einen Zweiundsechzigjährigen, der schon die Fahne hissen und in Rente gehen könnte, besonders viele Möglichkeiten gibt. Wenn ich ehrlich bin: Ich habe Angst. Ich will keiner von diesen gebrechlichen alten Männern

werden, die den ganzen Tag auf dem Sofa sitzen und Endlosschleifen auf dem Wetterkanal anschauen.

Während ich auf die nackten roten Ziffern des Weckers neben meinem Bett blicke, wird mir klar, dass ich in dieser Nacht nicht wieder einschlafen werde. Diese Nacht ist anders. Heute Nacht wird klar Schiff gemacht. Heute Nacht ist Schluss.

Ich taste nach dem Schalter der kleinen Lampe neben dem Bett, und lange Schatten fallen quer durchs Zimmer. Auf meinem Nachttisch steht eine Blechdose. Ich drehe sie in den Händen und horche auf das Schleifen und Klickern darin. Jahrelang hatte ich diese Dose auf einem Bord ganz oben in meinem Kleiderschrank versteckt, und sie rief nur gelegentlich nach mir. Jetzt ist sie eher ein Nachtlicht in meiner dunklen Welt, ein Trost, auf den ich inzwischen ziemlich stark angewiesen bin.

Zu viel ist geschehen.

Draußen vor dem Fenster knackt es, als bräche ein Knochen, und kurz darauf fällt ein Ast auf das Haus. Und ich höre einen Geist flüstern: *»Mach schon, Lunch. Rauf auf den Scheißbaum. Rauf mit dir, oder ich schieß dich tot.«*

Der Anblick des sterbenden Pferdes hat die weggesperrten, gespenstischen Erinnerungen meiner Vergangenheit wiederbelebt. Erinnerungen an die, die ich einmal meine engsten Freunde genannt habe. Und an den einen, der mich bis heute nicht loslässt.

Mein kleines Schindelhaus an der Maplewood Avenue fühlt sich leer und kalt an. Das war nicht immer so. Leer und kalt ist es hier erst, seit Mina vor vier Jahren gestorben ist. Wir haben so lange versucht, Kinder zu

bekommen, und schließlich sagten uns die Ärzte, es liege an mir, dass Mina nicht schwanger werde. Sie war stark und verlor nie ein böses Wort darüber. Das war auch nicht nötig; ich sah den Schmerz in ihren Augen. Adoption? Ich weiß nicht – wir haben spät geheiratet, da waren wir schon fast vierzig. Nachdem wir es jahrelang auf die herkömmliche Art versucht hatten, sagten wir uns, wir seien wohl einfach zu alt und es solle wohl nicht sein. Das klingt vielleicht dämlich, aber es ist die Wahrheit.

Und so machten wir eben weiter mit unserem Leben und genossen jede Sekunde. Wir scherten uns nicht um den Kleinkram – Hypotheken, Rechnungen, Klatsch und Tratsch. Das war alles ganz unwichtig. Sicher gab es mal schlechte Zeiten und Streit. Aber wir hielten auch Händchen und lachten viel. Samstags abends legte ich meine Miles-Davis-Platten auf, und wir tanzten im Kerzenlicht. Das machten wir achtzehn Jahre lang so, und wir bekamen es nie über. Nie. Sie war alles, was ich an Familie hatte, und sie fehlt mir. Aber damit ist im Grunde nichts ausgesagt, was der Wahrheit auch nur nahe kommt.

Heute Nacht hatte ich das eindeutige Gefühl, dass sie neben mir im Bett lag. Ich spürte ihre Wärme. Wahrscheinlich hatte ich von ihr geträumt, aber dann hörte ich die leise Stimme aus meiner Vergangenheit. *»Rauf mit dir, oder ich schieß dich tot.«*

Ich weiß schon seit einer Weile, was sich da anbahnt, welchen Entschluss ich fassen werde. Und als ich das schöne Pferd leiden sah, habe ich begriffen, was mich all die Jahre zurückgehalten hat. Mein ganzes Leben lang.

Kapitel 3

Ich gehe zu Minas antikem Schreibtisch in der Ecke des Schlafzimmers und hole einen Packen Schreibpapier heraus. Der Gedanke, meine Kindheit zu Papier zu bringen, jagt mir eine Scheißangst ein. Denn damit wird diese Zeit zu etwas Realem werden. Etwas, das man in der Hand halten kann, anstatt es als bloßes Fantasiegebilde abzutun. Aber noch viel unbehaglicher ist mir bei dem Gedanken an ein Ende, ohne klar Schiff gemacht zu haben.

Es ist mir egal, wer diese Seiten lesen könnte; ich schreibe sie für mich. Wenn es mir gelingt, alles so wiederzugeben, wie es war, werde ich vielleicht so etwas wie Gerechtigkeit üben können oder sogar ein wenig Rache. Nicht um meiner selbst willen, sondern für die, die ich einmal meine Freunde genannt habe.

Es gibt ein Zitat, das mir gut gefällt. Ich habe es vor Jahren aus einem Roman abgeschrieben. Ich weiß nicht mehr, von wem es stammt, aber ich habe die Wörter auf eine Serviette gekritzelt und sie aufbewahrt. Das Zitat lautet so:

»Manche Geschichten wurzeln im Abenteuer, manche im Konflikt. Andere stammen aus dem Herzen, und die Schrecken und Freuden, die darin eingeschlossen sind, scheinen oft so unermesslich, dass man sich wahrhaft fragt, was aus den Kindern geworden ist, die wir einst waren.«

Als ich dreizehn war, stieß ich meinem Vater ein Messer in die Brust.

Da werde ich anfangen.

Ich bin in Irish Chicago geboren, genauer: in Bridgeport. Man lernt eine Menge über das Leben, wenn man auf der South Side aufwächst, und in den frühen Sechzigern lernte ich zu überleben. Ich habe mir alle Mühe gegeben, große Teile meiner frühen Kindheit zu vergessen, doch an die Prügel erinnere ich mich trotzdem. Ich habe kaum Erinnerungen an meinen Vater im nüchternen Zustand. Meistens sehe ich ihn betrunken vor mir, mit einer widerlichen Schnapsfahne und dem Gürtel in der Hand. Am liebsten trank er Whisky pur, und bei dem Geruch dreht sich mir noch heute der Magen um.

Er war ein kleiner Mann. Mit breiten Schultern und massigem Brustkorb. Seine Augen waren so dunkel, dass die Pupillen direkt in die Iris überzugehen schienen. Er hatte dicke, kräftige Arme und grobe Hände. Ich hatte mein Aussehen dagegen hauptsächlich von meiner Mutter. Schlanke Glieder, helle Haut. Sogar ihr welliges Haar hatte ich geerbt. Mein Vater nannte mich immer *Mädchen* und *Schwuchtel* oder dergleichen, was ich nie verstanden habe; schließlich spielte ich allzu gern Baseball mit meinen Freunden auf der Straße, und ich hatte noch nie etwas Hübscheres gesehen als Carrie Francello, das Mädchen, das auf demselben Stockwerk wohnte wie wir, gleich gegenüber.

Meistens reichte schon ganz wenig, ihn zu provozieren – etwa, dass ich ein Comicheft auf dem Boden liegen ließ oder ein bisschen Milch verschüttete.

»Raus mit dir, William!«, brüllte er dann. »Antreten zur Tracht Prügel!« Und Jesus, Maria und Joseph, so viel steht fest: Wenn ich nicht gehorcht hätte – es wäre die Hölle und zehnmal schlimmer gewesen.

An meinem zehnten Geburtstag brach er mir den Arm. Meine Mutter war nicht zu Hause, weil sie gerade meine Geburtstagstorte von Gillpatrick's abholte, und Mrs Francello fand mich weinend unter der Treppe. Sie nahm mich auf den Arm und trug mich zum Arzt, vier Querstraßen weit. Es war ein unglaublicher Akt der Freundlichkeit, aber zugleich auch ein ziemlich gewagtes Unterfangen. Sich in die Angelegenheiten anderer Leute einzumischen war in meinem Viertel tabu.

Mein bester Freund war Jimmy Curio. Wir waren keine Blutsbrüder oder so etwas Albernes, aber bei all unseren gemeinsamen Baseballspielen war ich Second Baseman und er Shortstop, und wann immer ich in der Scheiße steckte, konnte ich auf ihn zählen. Manchmal übernachtete ich bei ihm, wenn seine Eltern sich nicht gerade stritten. Einmal fragte er mich, wie ich das bloß aushielte, ständig von meinem Alten so misshandelt zu werden. Es ist komisch, aber ich war schon so daran gewöhnt, dass ich zuerst gar nicht verstand, was er meinte. Er an meiner Stelle, sagte er, wäre längst abgehauen. Oder hätte den Dreckskerl umgebracht. Er lachte dabei, als sollte das ein Witz sein oder so was. Ich wurde verlegen, und um schnell das Thema zu wechseln, fragte ich ihn, ob er glaube, dass Carrie Francello mir je erlauben würde, sie auf den Mund zu küssen. Aber was Jimmy gesagt hatte, ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich lag die meisten Nächte wach und fragte mich, warum um Gottes willen ich *nichts* getan hatte.

Heute glaube ich, es hatte viel mit meiner Mutter zu tun. Das klingt absurd, aber so war es. Ich konnte damals keinen Schritt tun, ohne daran zu denken, was sie dazu sagen würde. Mir ist klar, dass sich das anhört, als wäre ich ein Muttersöhnchen gewesen – und vielleicht stimmt das auch, keine Ahnung –, aber es war mehr als das. Ohne es mir bewusst zu machen, hatte ich ihr gegenüber eine Beschützerrolle eingenommen. Versuchte, sie vor allem und jedem zu bewahren und irgendwie unsere Familie zu retten.

Der andauernde Kampf meiner Jugend drehte sich darum, welches Gefühl die Oberhand gewann: der Instinkt, meine Mutter zu beschützen, oder die panische Angst vor meinem Vater. Viel zu oft siegte die Angst.

Heiligabend 1962. Ich betrat die Wohnung und hörte meine Mutter schluchzen, dann gedämpft aufschreien. Die Geräusche kamen vom Ende des Flurs, aus dem Schlafzimmer, und an dem brutalen Alkoholgestank in der Luft erkannte ich, dass Dad früher als sonst heimgekehrt war. Ihre Stimme klang dumpf, so als drücke sie das Gesicht in ein Kissen, aber je weiter ich den Flur entlangschlich, desto mehr verstand ich. Sie sprach von mir. Zwischen all den *Neins* und *Bittes* weinte sie, er solle doch aufhören, ich könne jeden Moment nach Hause kommen. Die Tür war nur angelehnt, und ich erlag der Versuchung, mich weiter vorzuwagen, um zu sehen, was er mit ihr machte.

Wieder ein Geräusch. Er hatte sie geschlagen, und sie hatte aufgeschrien. Vorsichtig bewegte ich mich in die Nähe des Türspalts und beugte mich vor. Ich erhaschte einen Blick auf seinen Arm, der im selben Moment erneut auf sie niedersauste. Mit der anderen Hand hielt er

ein Bündel ihrer Haare gepackt. Sie blutete und flehte ihn an aufzuhören.

Ich war zwölf und fühlte mich hilflos wie eh und je. Leise zog ich mich ins Wohnzimmer zurück und wischte mir die Tränen aus den Augen. Ging zum Plattenspieler, setzte die Nadel auf die Bing-Crosby-Weihnachtsplatte, das Mom so liebte, und kauerte mich auf den Boden neben den Weihnachtsbaum. »Stille Nacht« erfüllte den Raum, und trotzdem hörte ich meinen Vater noch stöhnen und meine Mutter schluchzen. Ihr Weinen war jetzt leiser geworden, und ich wusste, dass sie ihr Gesicht in der Matratze vergrub, damit ich es nicht mitbekam. Ich versuchte, das alles aus meinen Gedanken zu verdrängen, und hörte stattdessen, was Jimmy Curio gesagt hatte. Dass er längst abgehauen wäre – oder vielleicht etwas anderes getan hätte.

Später am Abend ging meine Mutter mir aus dem Weg. Ich legte mich früh schlafen, und als ich gerade das Licht ausknipsen wollte, klopfte sie an meine Tür. Ich versuchte, sie nicht anzuschauen, ihre aufgeplatzte Lippe und das blutunterlaufene Auge nicht zu sehen. Sie küsste mich auf die Stirn und bemerkte wohl den Ausdruck auf meinem Gesicht.

»Er ist ein guter Mann, William. Es war ... meine Schuld.«

Ich schloss die Augen und tat so, als wäre sie gar nicht da gewesen. In dieser Nacht schwor ich mir, dass ich sie beschützen würde, wenn sie es selber nicht tat.

Dann, im darauffolgenden Sommer – nur wenige Wochen bevor das neue Schuljahr begann –, passierte es. Eines Nachts im August kam mein Vater vom Milligan's,

an der 31st Street, zur Tür hereingestolpert und fing wieder Streit mit Mom an. Das Abendessen, zu dem er sich um Stunden verspätet hatte, stand kalt auf dem Herd.

»Kannst nicht mal das Scheißessen warm halten?«, lallte er und verlieh seinen Worten Nachdruck, indem er ihr eine Ohrfeige mit dem Handrücken verpasste. »Ich reiß mir den Arsch auf und krieg zum Dank kalten Fraß vorgesetzt?« Als Nächstes schlug er ihr mit der flachen Hand die Nase blutig. Sie schrie auf, fiel zu Boden und versuchte, ihr Gesicht mit den Armen zu schützen. In einer Hand hielt sie eine lange Schnur Rosenkranzperlen, die mit jedem ihrer angstvollen Reflexe durch die Luft zuckte. Sie rief wieder und wieder seinen Namen, aber er ließ nicht von ihr ab; dafür war er viel zu betrunken. Durch den Spalt meiner angelehnten Tür sah ich, dass er auf sie eintrat wie auf einen räudigen Hund. Da war eine so unfassbare Wut in seinem Gesicht. Dann sah ich den panischen Blick meiner Mutter, der mich hinter ihren gekreuzten, zitternden Armen weit fort wünschte.

»Muss dir wohl noch 'ne kleine Lektion erteilen, was, meine Süße?« Er nahm den Kochtopf mit den kalten Ravioli vom Herd und schleuderte das Essen auf sie. Dann holte er aus und knallte ihn ihr gegen den Arm. Als ich das Knacken hörte, verkrampfte sich mein Magen.

Er hielt den Topf in der bebenden Faust, schon zum nächsten Schlag bereit.

Instinktiv nahm ich den erstbesten Gegenstand von meinem Schreibtisch. Er lag ganz unschuldig neben meinen abgegriffenen Fahrradspielkarten. Dann trat ich aus dem Zimmer. »Lass meine Mutter in Ruhe«, sagte ich.

Der Topf sank herab. Mein Vater hielt inne, drehte sich um und blinzelte.

»Ah, und du bist der Nächste. Kannst schon mal zu Jesus beten, dass ich –«

»Ja, das mach ich«, sagte ich mit leiser Stimme und ging auf ihn zu. Es war das erste Mal, dass ich ihm die Stirn bot. Er stand nur da, den Topf in der Hand. Ich glaube, er wusste einfach nicht, wie er reagieren sollte. Ich zog die Hand hinter meinem Rücken hervor, und erst da sah er das aufgeklappte Taschenmesser. Auf beiden Seiten des Griffs war Davy Crockett mit Waschbärmütze abgebildet. Ironischerweise hatte mein Vater selbst es mir erst ein Jahr zuvor zu Weihnachten geschenkt.

Er bewegte ruckartig den Arm, um sich zu wehren, und der Eisentopf fiel krachend zu Boden. Meine Mutter schrie. Außer mir vor Wut, ließ ich den Arm vor-schnellen. Dann schrie mein Vater. Das Messer drang in die linke Seite seines Rumpfs ein. Ich hielt es fest, und es glitt mühelos wieder heraus, fast so, als hätte sein Körper es ausgespuckt. Sofort kam Blut. Ich zögerte keine Sekunde und stach erneut zu, dieses Mal in die Hüfte. Jetzt blieb das Messer stecken, und ich ging mit meinen bloßen Fäusten auf ihn los.

»Fass mich nie wieder an! Und meine Mutter auch nicht! Wir lieben dich nicht mehr, also hau einfach ab! Hau endlich ab, verdammt noch mal!«

Mir schien, als seien Minuten vergangen, aber das konnte nicht stimmen. Viel zu bald rissen mich zwei kräftige Hände gewaltsam zurück.

»Was hast du getan, Junge? Himmel noch mal, was hast du da getan?«

Es war Arnold Francello, Carries Vater. Mein Zorn

verrauchte, und voller Entsetzen realisierte ich, *was* ich getan hatte.

Vor uns auf dem Boden lag mein Vater in einer langsam größer werdenden Lache seines eigenen Bluts und versuchte vergeblich, das Messer zu packen, das ihm noch aus der Hüfte ragte. Meine Mutter schrie erneut auf, beugte sich über ihn und nahm sein Gesicht in beide Hände. Sie sah sich nur ein einziges Mal nach mir um, und ihr Blick traf mich bis ins Mark. Es war ein kurzer Blick, aber ich werde nie den Abscheu vergessen, der darin lag.

»Wie konntest du das tun, William! Oh, mein Gott. Wie konntest du nur!« Sie küsste meinen Vater auf die Stirn, so wie sie mich Heiligabend geküsst hatte, nachdem sie von ihm vergewaltigt worden war.

»Komm mit, Junge«, sagte Mr Francello und zog mich weg. Ich wollte etwas sagen, damit sie verstand, dass ich ihr Beschützer war. Ihr Retter. Aber in dem Moment wäre jede Erklärung zwecklos gewesen. Nichts hätte sie davon abgehalten, ihn zu streicheln, als schwände gerade das Kostbarste, was sie im Leben besaß, unter ihren Händen dahin.

Verraten fühlte ich mich nicht. Wie leicht hätte sich dieses Gefühl in mein Herz stehlen können. Stattdessen empfand ich Mitleid mit ihr. Und das schmerzte noch wesentlich mehr.

Kapitel 4

Am 7. September 1963 brach ich zur Swope Ranch auf, einer Erziehungsanstalt für Jungen in Colorado. An der Greyhound-Station Ecke Clark und Randolph Street wurde ich in einen langen, silber lackierten Bus mit blauen Verzierungen gesetzt. Einen großen Bahnhof hatte ich nicht – Jimmy war da, die Hände in den Hosentaschen. Meine Mutter stand neben mir, den Tränen nahe, und zupfte an meinem Kragen herum, als führe ich ins Sommerferienlager und nicht in den Jugendknast. Ich hielt die ganze Zeit nach Carrie Francello Ausschau, vielleicht würde sie ja kommen und mir den Kuss auf den Mund geben, von dem ich immer geträumt hatte – aber sie ließ sich nicht blicken.

Es gab nicht viel zu sagen. Wir wussten alle, dass wir wahrscheinlich bloß die Fassung verlieren und anfangen würden zu heulen, wenn wir zu viel redeten. Jimmy sagte: »Du wirst schon klarkommen. Ich sorg dafür, dass dein Handschuh immer gut eingefettet ist.« Er wusste bestimmt nicht, was er mir sonst mit auf den Weg geben sollte. Wer konnte es ihm verdenken?

»Sei stark«, sagte meine Mutter. Die ganze Sache lag schon fast vier Wochen zurück, aber die schemenhaften Umrisse der Veilchen in ihrem Gesicht waren noch immer zu sehen. Ihr Gipsarm stand in scharfem Kontrast zu dem marineblauen Kleid, das sie an diesem Tag trug, und ich wollte ihr sagen, dass ich es für sie getan hatte. Dieser Blick, den sie mir an dem Abend zugeworfen hatte, so voller Abscheu – dafür hatte sie sich nie

entschuldigt. Sie hatte mir nie gesagt, dass sie stolz auf mich sei.

»Und gib dein Bestes«, sagte sie. So etwas mochte ein Junge zu hören bekommen, der an seinem ersten Schultag zur Tür hinausging. Ich umarmte sie, immer noch auf ihre Anerkennung aus. Fortwährend auf ihre Anerkennung aus. Da begann sie zu weinen. Mit ihrem gesunden Arm drückte sie mich an sich.

»Meinst du, du kommst zurecht?«, fragte ich.

Sie antwortete nicht. Hielt mich nur fest, weil sie spürte, dass es Zeit war.

Man hatte mir eine Begleitperson zugewiesen. Ein Polizist würde auf dem ganzen Weg neben mir sitzen. Er trug einen teuer aussehenden Anzug und roch nach Zedernholzspänen. Jetzt klopfte er mit den Fingerknöcheln gegen die Buswand. »Es wird Zeit, Ma'am.«

Jimmy tippte sich an die Mütze, wie Mantle es getan hätte. Aber meine Mutter stand einfach nur da und starrte mich an, als der Polizist mich in den Bus geleitete. Sie sagte kein einziges Wort mehr. Starrte mich nur an, als glaubte sie, sie würde mich womöglich nie mehr wiedersehen.

Er hieß Rhymes, aber ich nannte ihn insgeheim Stinkig; auf der gesamten Fahrt benahm er sich, als hätte man ihm in seinem ganzen Leben noch nie etwas Lästigeres zugemutet. Er richtete nur zweimal das Wort an mich – erst, um mir zu sagen, dass ich mich im Schlaf gefälligst nicht gegen ihn lehnen solle, und später dann, um mich anzuherrschen, ich solle den Mund halten. Darüber hinaus hatte er nichts an sich, woran ich mich erinnern könnte.

Ich schloss die Augen und lehnte den Kopf an die Fensterscheibe. Ich dachte an den ganzen Aufruhr der letzten drei Wochen zurück.

Die Ärzte brauchten zwei Anläufe, um den Arm meiner Mutter wieder zu richten; der Knochen war komplett durchgebrochen gewesen. Bei der Urteilsverkündung weinte sie, hinten im Gerichtssaal, still vor sich hin. Ich blickte auf ihren starren Gipsverband, der über die ganze Länge ihres Arms reichte. Ihre Veilchen standen in voller Blüte – sie sah aus, als hätte Sonny Liston ihr eins auf beide Augen gegeben. Dieses erbarmungswürdige Geschöpf konnte nicht meine Mutter sein, aber mein gebrochenes Herz sagte mir etwas anderes.

Mein Vater hatte von der Taschenmesserattacke eine perforierte Lunge, aber er starb nicht daran – allerdings erfuhr ich später, dass er dem Tod denkbar nahe gekommen war. Ich glaube, all die Wut in ihm hat ihm geholfen, das zu überstehen. Meine Mutter sagte, die Operation habe vier Stunden gedauert; die Ärzte hatten anscheinend größte Schwierigkeiten gehabt, die inneren Blutungen zu stillen.

Für die Dauer meines Prozesses war ich in einer Jugendeinrichtung untergebracht, die man eigentlich auch als Gefängnis bezeichnen konnte. Ich hatte dort eine Zelle mit einem Bett und einer Wolldecke, einer nicht allzu komfortablen Metalltoilette und einer Tür mit schweren Eisenstangen.

Erst am Abend realisierte ich, was überhaupt passiert war, und versuchte, meine Tränen zu verbergen. Es ist komisch, dass ich selbst an so einem Ort meine Würde bewahren wollte, aber so war es. Ich gehörte nicht hierhin. Ich war ein braves Kind. Nur vierundzwanzig Stun-

den vorher hatte ich mir in unserem AM-Radio »The Phantom« angehört und einen Batman-Comic gelesen.

Als der Richter mein Urteil verkündete, hätte er mir ebenso gut einen Schlag in die Magengrube versetzen können. Genauso fühlte es sich an. Seine Stimme war völlig emotionslos; er sah mich nicht einmal an. Ich sollte für einen Zeitraum von nicht weniger als vierundzwanzig Monaten in eine Erziehungsanstalt in Colorado geschickt werden. Zwei Jahre meines Lebens – weg. Einfach so.

In meinem Block, gleich gegenüber von meiner Zelle, saßen zwei Jungs ein. Brüder. Cofresi mit Nachnamen, Italiener vielleicht. Einer sah alt genug aus, um im Milligan's Drinks zu bestellen, der andere kaum jünger. Gleich nach dem Urteilspruch erfuhr ich zwei Dinge von ihnen. Erstens, dass man mir eine verdammt viel längere Strafe hätte aufbrummen können. Der Ältere von beiden, der sein Haar mit Pomade geglättet und nach hinten gekämmt trug, erzählte mir, ein Junge in meinem Alter habe kürzlich sechs Jahre gekriegt, nachdem er ein Harold's Chicken Shack überfallen und dem Geschäftsführer ins Bein geschossen hatte. Wenn ich meinem Alten das Messer erst mit sechzehn in die Brust gerammt hätte, wäre ich für gut und gerne fünf Jahre in den Joliet-Knast gewandert, wenn nicht für länger, meinten sie.

Und zweitens versicherten sie mir, dass die Swope Ranch ein regelrechter Albtraum sei. Der Jüngere der beiden ließ sich stundenlang über einen Cousin aus, der acht Monate da draußen verbracht hatte. Hinterher sei er nicht mehr derselbe gewesen. Er habe bei dem Versuch, ein Pferd zu satteln, einen Tritt an den Kopf

bekommen und stehe seitdem oft minutenlang neben sich, ohne den blassesten Schimmer zu haben, was gerade passiert sei. Manchmal pisse er sich sogar in die Hose. Seine Eltern dankten Gott, dass er überhaupt wieder da sei; es gebe Gerüchte über Jungs, die dort hingerakarrt würden und nie mehr zurückkämen.

Wir brauchten zwei volle Tage, um die Ranch in Gunnison County zu erreichen. Nachts war es am schlimmsten. Ich fühlte mich einsam, wenn die Welt hinter meinem Fenster in Dunkelheit versank; das Land bei Helligkeit an mir vorbeigleiten zu sehen war meine einzige Rettung.

In den dreizehn Jahren meines Lebens hatte ich noch nie einen Fuß aus Chicago hinausgesetzt, und so erschienen mir die Gipfel Colorados fast genauso exotisch wie die Dschungel Afrikas. Ich schaute aus dem Fenster, als der Bus sich in die Rocky Mountains hinaufschlängelte, nur Zentimeter vom Rand der Straße entfernt, hinter dem es jäh bergab ging. Oft klebte ich regelrecht an der Scheibe, von den gigantischen Dimensionen schier überwältigt. Alles, was ich sah, war neu und so aufregend und furchteinflößend, dass ich mir fast in die Hose machte.

Und dann der Hagelsturm. Er ist das Einzige von dieser ganzen Gebirgsfahrt, woran ich mich mit absoluter Deutlichkeit erinnere. Gleich hinter Denver, westlich der Stadt, begann ein derartiges Gekurve und Geschlinger, dass mir schließlich kotzübel wurde. Ich riss mein Fenster auf und lehnte mich so weit wie irgend möglich hinaus. Als ich fertig war und die zugekniffenen Augen wieder öffnete, sah ich gerade noch ein Schild, auf dem

schlicht KONTINENTALE WASSERSCHEIDE stand. Hier und da lag ein bisschen Schnee. Vielleicht war mein Verhalten ansteckend, denn auf einmal machten auch ein paar andere Passagiere ihre Fenster auf und ließen die frische Luft in den Bus hereinströmen.

Und obwohl es mitten am Vormittag war, begann es draußen dunkler zu werden. Mir nichts, dir nichts. Der Regen, der dann einsetzte, dauerte nur wenige Sekunden, bevor er schlagartig zu Eis wurde. Ich hatte noch nie Hagel gesehen und muss das Bild eines verängstigten Hosenscheißers abgegeben haben, so wie ich mit heruntergeklappter Kinnlade da saß und aus dem Fenster starrte. Es fing mit kleinen Körnchen an, einem Kieselsteinschauer gleich, aus dem jedoch binnen Kurzem ein Golfballschauer wurde, und bald hatte der Sturm auch den letzten Rest von Tageslicht ausgelöscht, und die Welt war dunkel. Je weniger von der Straße zu sehen war, desto langsamer kroch der Bus voran, und als das Jaulen des Motors schließlich ganz verstummte, hörten wir nichts als das Eis, das auf unser Dach prasselte, ein Geräusch wie von über den Gehweg springenden Murmeln. Ich drehte mich zu Stinkig um und fragte ihn flüsternd, ob er so etwas schon einmal erlebt habe. Darauf herrschte er mich an, ich solle den Mund halten.

Ich war vor Angst und Staunen wie gelähmt. Innerhalb weniger Minuten war die dunkle Straße, die wir hoch- und runtergekurvt waren, von einem blendend weißen Teppich überdeckt. Und als der Sturm vorbei war, ragten einzig die ramponierten Bäume aus dem Eis hervor.

Kapitel 5

Nachdem der Blausilberne den Berg auf der Westseite des Passes wieder hinuntergekrochen war, fuhr er über kurvenreiche Straßen bis zum Highway 50 und erreichte schließlich die Ortschaft Gunnison. Der Himmel klarte allmählich auf, und dünne Sonnenspeichen bohrten sich durch die Wolken.

Der Greyhound wurde langsamer und ruckelte, als der Fahrer Gang um Gang herunterschaltete, bis er auf der Main Street an einer Kreuzung zum Stehen kam. Sie war das erste Anzeichen von Zivilisation, seit wir Denver am Tag zuvor verlassen hatten. Es gab einen Friseursalon namens Arthur's mit einer riesengroßen Zuckerstange davor – ein verblasstes Schild im Fenster ließ uns wissen, dass ein Männerhaarschnitt dienstags nur den halben Preis kostete –, außerdem Simonton's Autohaus und einen Sears & Roebuck. Ein Stück weiter war das Studio eines Radiosenders – KGUC – und dahinter der Gunnison-County-Busbahnhof.

Als unser Bus dort einfuhr, sagte Stinkig (mehr zu sich selbst): »Da wären wir.« Er griff nach unten und nahm seinen Hut und die Zeitung vom Vortag vom Boden auf. Draußen sah ich mehrere geparkte Autos und ein paar Männer in Anzügen stehen, bei ihnen zwei Männer mit Cowboyhüten.

Ich fühlte mich auf einmal ganz seltsam, so ohne jegliches Gepäck. Es war, wie vor der Schule zu stehen und zu merken, dass man seinen Ranzen im Bus vergessen hat. Meine einzige Habe steckte in meiner

Brusttasche: ein handtellergroßes Schwarz-Weiß-Foto von meiner Mutter. Das war mir vor den anderen Jungs auf der Ranch zwar peinlich, aber die Angst vor dem, was mich erwartete, war einfach zu groß. Ich war dreizehn und noch nie von zu Hause fort gewesen, es sei denn, man zählte die paar Male mit, die ich bei Jimmy Curio übernachtet hatte, der zwei Häuser die Straße runter wohnte.

Der Bus hielt an, und alle zwängten sich in den schmalen Gang und stolperten und drängten Richtung Tür. Die Luft draußen war eiskalt, und ein beißender Wind blies mir ins Gesicht. Stinkig ging zu den Cowboyhüten, während ich im Schatten des Busses stehen blieb und mich fremd und fehl am Platz fühlte. Stinkig drehte sich um und zeigte auf mich, und die Blicke der Cowboys folgten seinem Finger. Einer von ihnen hatte einen dicken Schnurrbart und war der größte Mann, den ich je gesehen hatte. Er fing meinen Blick auf, grinste und spuckte auf den Boden. Ich war noch nie richtigen Cowboys begegnet. Sie sahen kein bisschen so aus wie die, die ich aus der »Roy Rogers Show« kannte. Diese hier waren echt. Sie trugen Pistolen in einem Halfter an der Hüfte, hatten dreckige Hosen an, und ihre Gesichter waren gefurcht und ledrig. Keiner von beiden wirkte freundlich. Eher machten sie den Eindruck von zwei hungrigen Hunden.

Stinkig gab ihnen einen Hefter mit Papieren, warf mir einen letzten verächtlichen Blick zu und stieg wieder in den Bus. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah, und ich bin fast überrascht, dass ich überhaupt noch ein Bild von ihm im Kopf habe.

Der Cowboy, der einem Wolkenkratzer glich, kam

auf mich zu und öffnete einen kleinen Beutel an seinem Gürtel. »Hände nach vorne.«

Ich zögerte verunsichert.

»Hände vor, verdammt! Wenn ich das noch mal sagen muss, mach ich die Herzchen hinter deinem knöchigen Rücken fest.«

Die Leute, die noch im Bus saßen, beobachteten uns durchs Fenster; der kleine Tumult hatte ihre Neugier geweckt. Ich schaute nicht weg, wie Wolkenkratzer es wohl erwartet hatte. Ich sah ihm direkt in die Augen, dem Mann, der sein Urteil über mich bereits gefällt, der schon entschieden hatte, dass ich nichts taugte. Ich streckte die Hände aus.

Die Handschellen fühlten sich kalt an, und als ich sie zuschnappen hörte, traf mich mit einem Schlag die harte Wirklichkeit. Ich würde keinen Urlaub in den Bergen machen – ich war nicht auf dem Weg ins Ferienlager. Ich war ein Gefangener und hatte eine harte Strafe zu verbüßen.

»Beweg deinen kleinen Arsch auf die Rückbank«, sagte er. Er packte mich an der Schulter und dirigierte mich zur offenen Tür eines schwarzen Olds aus den frühen Fünfzigern. »Du gehörst jetzt uns. Für die nächsten ...« Er warf einen Blick in die Papiere. Sein schwerer Schnurrbart dehnte sich bis über die Mundwinkel hinaus. »Verdammt, Jungs, der kleine Scheißer bleibt für zwei Ganze bei uns.«

Ich stieg in den Wagen. Ein dritter Cowboy saß auf der Rückbank neben mir. Er war viel älter als die beiden anderen, und seine Haut war nicht so gebräunt. Als er seinen breitrempigen Hut abnahm, kam darunter weißes lockiges Haar zum Vorschein. »Ein guter Rat von

einem alten Mann«, sagte er. »Gib dem da«, er wies mit dem Kopf zu dem Fenster, hinter dem der große Cowboy stand, »keinen Grund, dich noch mehr zu hassen, als er es schon tut. Die anderen sind größtenteils in Ordnung, aber bei Frank Kroft steckt der Hass in jedem seiner zweihundertzehn Zentimeter.«

»Danke«, sagte ich. Und ich meinte es ernst. Er war der erste Mensch, der wirklich mit mir sprach, seit ich Chicago verlassen hatte.

»Frank Kroft. Ein ganz gemeiner Dreckskerl. Der andere, der mit den breiten Schultern, ist Elmore Holling.«

Ich schwieg. Elmore Holling war wie ein Notre-Dame-Linebacker gebaut. Unter anderen Umständen hätte seine massige Statur neben Frank Krofts Magerkeit und schockierender Größe komisch gewirkt. Hollings glattes Gesicht ließ ihn jünger aussehen als seinen Kollegen, aber keinen Deut weniger grob.

»Ich heiße Grimsley«, sagte der Mann neben mir. »Werd Gus genannt. Zwei Jahre also? Hab ich richtig gehört?«

»Ja, Sir. Glaub schon.«

»Gab hier schon Schlimmeres. Besseres allerdings auch.«

Ich hätte ihm gern Fragen gestellt, aber es schien mir klüger, den Mund zu halten. Bloß nicht unnötig Aufmerksamkeit erregen.

Ich war ein Nervenbündel. Es fehlte nicht viel, und ich hätte auf die Rückbank gekotzt. Ein knappes Jahr vorher, als es mit meinem Vater immer schlimmer wurde, hatte ich zum ersten Mal geraucht. Ein paar Jungs aus der Nachbarschaft beobachteten mich und lachten, als ich mir eine Chesterfield anzündete. Dann lachten

sie noch mehr, weil ich taumelte und wie verrückt husten musste. Ich hatte die Zigaretten aus der Kommode meines Vaters geklaut – keine ganze Schachtel, nur ein paar für den Anfang. Ziemlich absurd für einen Jungen, der das genaue Gegenteil seines Vaters sein wollte. Jetzt auf der Rückbank des Olds hätte ich für eine Zigarette alles gegeben. Scheiße, sogar eine Lucky Strike hätte ich genommen.

Gus Grimsley lehnte sich zurück und blickte aus dem Fenster. Die beiden anderen Cowboys rissen die vorderen Türen auf und stiegen ein. Selbst nachdem er den Hut abgenommen hatte, stieß Frank Kroft mit dem Kopf noch fast an die Wagendecke. Der andere, der Gus zufolge Holling hieß, ließ sich auf den Fahrersitz fallen. Als der Motor anfang zu brummen, erwachte das Radio zum Leben, und Buddy Hollys »Party Doll« erklang.

»Stell den Scheiß ab, Holling«, sagte Frank. »Man könnte ja meinen, wir machen hier einen gottverdammten Sonntagsausflug.«

Holling verdrehte die Augen und schaltete die Musik aus. Wir fuhren auf einer schmalen, kurvenreichen Straße in südlicher Richtung aus der Stadt hinaus. Unterwegs wurde wenig geredet. Frank Kroft sagte, ein Zaun auf der Westseite müsse an ein paar Stellen geflickt werden, und wenn jemand namens Addison in der Zwischenzeit nicht zwei Stuten in die vorderen Boxen gebracht hätte, würde er diese Nacht in der Scheiße schlafen. Mit mir sprach niemand, und das war mir nur recht.

Eine Stunde lang fuhren wir die steilen zweispurigen Straßen der Rockies hinauf. Abseits des Standstreifens sah ich irgendwann ein Schild, von dem ich ablas, dass wir den UNCOMPAHGRE FOREST erreicht hatten. Ein

paar Meilen später bogen wir in eine kleinere Straße ein, die kurz darauf in einen holperigen ungepflasterten Weg übergang. Dann ein weiteres Schild: SWOPE RANCH ERZIEHUNGSANSTALT – PRIVATGELÄNDE – ZUTRITT FÜR UNBEFUGTE VERBOTEN. Das ist es also, dachte ich. Hier werde ich die nächsten zwei Jahre meines Lebens verbringen.

Der Wagen schaukelte durch dichte Fichten-, Espen- und Bergahorngehölze, und danach ging es fast die ganze Zeit bergab. Ich sah zu Gus hinüber, der die Augen geschlossen hatte. Mein Herz raste, und mir war wieder schlecht. So mussten sich die Strafgefangenen fühlen, die auf dem Weg nach Joliet waren.

Bin ich das, ein Strafgefangener?

»Willkommen in deinem neuen Zuhause, Sheppard«, sagte Frank Kroft.

Ich nahm das Bild in mich auf, das sich mir durch die Frontscheibe bot.

Vor uns erstreckte sich ein weites Tal, so grün wie die grünsten Wiesen, die ich je gesehen hatte, eingebettet zwischen steilen Hängen und dunklen Kieferngruppen. Es schien sich bis ins Unendliche auszudehnen und lag jetzt, am späten Nachmittag, schon im Schatten des schneebedeckten Gipfels im Westen. Wir waren gerade auf dem einzig möglichen Weg ins Tal hinuntergefahren, durch sein einziges Tor zur Außenwelt.

In der Mitte des Beckens standen mehrere primitiv wirkende Gebäude und zwei lange Scheunen. Bretterzäune säumten alle außen liegenden Koppeln. Dort, auf den Koppeln, waren Pferde. Ganze Scharen von Pferden. Manche bildeten Gruppen, die schnell neben- und hintereinander herliefen und die Richtung wechselten

wie Vogelschwärme. Andere grasten nur. Bis zu diesem Tag hatte ich noch nie mit eigenen Augen ein Pferd gesehen.

Auf der Ranch herrschte rege Betriebsamkeit. Lastwagen transportierten Heuballen von den Scheunen zu den Feldern, Jungen schleppten schwere Säcke auf der Schulter oder ritten auf den Koppeln. Einige strichen eine Scheune, wenige Meter von zwei anderen Jungs entfernt, die neben einem Gatter Löcher für Zaunpfähle in den Boden gruben.

Nicht weit von uns war ein riesiger Pferdepferch, wo irgendein tumultartiges Treiben im Gange war. Jungen und Männer hockten wie die Geier in einer Reihe auf dem hohen Zaungeländer und schrien und riefen, als ginge es um ihr Leben. In dem Pferch saß eine Gestalt auf einem gewaltigen rotbraunen Pferd. Es schwang den Kopf hin und her, schnaubte und wieherte. Als wir vorbeifuhren, keilte es mit beiden Hinterbeinen gleichzeitig aus und warf den Reiter unsanft ab. Das Publikum applaudierte und schrie noch lauter.

Vor einem großen Gebäude mit einer tiefen Veranda, die sich über die ganze Länge des Dachvorsprungs erstreckte, hielten wir an. Es war zweistöckig und hatte zwei überdimensionale Fenster über dem Eingang. Die Fassade hatte etwas Unheimliches an sich, sie sah aus wie ein Gesicht, mit Doppeltüren als weit geöffnetem Mund.

»Endstation, Kleiner«, sagte Kroft, nachdem er sich zu mir umgedreht hatte. Sein Atem stank nach einer Mischung aus Zigaretten und Scheiße. Er lächelte und entblößte dabei seine braungelben Zähne, und ich fragte mich, ob er sie je putzte.

Als ich aus dem Olds ausgestiegen war, füllte ich meine Lungen mit der frischen Luft. Es roch durchdringend nach Pferdedung und süßsaurem Heu.

»Wirst dich dran gewöhnen – an die Scheiße in der Luft«, sagte Frank. Er beugte sich mit glänzenden Augen vor. »Für uns riecht das nach Geld. Aber für dich bloß nach stinkendem Mist.« Er klatschte sich den fettigen Hut auf den Kopf und drehte sich zu dem Gebäude um. »Komm mit.«

»Ist wirklich so«, sagte Gus.

»Was?«, fragte ich.

»Dass man sich dran gewöhnt. Nach einer Weile.«

Ich beobachtete, wie er sich aus dem Wagen mühte, und bemerkte erst jetzt, dass er ganz schön gebrechlich war. Er schien noch älter zu sein, als ich zuerst angenommen hatte, und ich musste plötzlich an meinen Großvater Jack mit seinem Roy-Rogers-Hut auf dem Kopf denken. Langsam steuerte Gus auf das zweistöckige Gebäude zu, und ich fragte mich, wie lange er wohl schon auf der Ranch war.

Ich blickte mich um, nahm alles in mich auf. Irgendetwas stimmte nicht, ich wusste bloß nicht, was es war. Ich hatte es schon gespürt, als wir in das Tal hinein- und auf das Gelände der Ranch gefahren waren. Als ob etwas fehlte oder nicht am richtigen Platz wäre. Ich verwarf dieses Gefühl – sagte mir, ich sei bloß nervös, und folgte den Männern.

Die Holzbohlen knarrten, als ich die Stufen zur Veranda hinaufstieg und hinter Kroft und Holling das Haus betrat. Drinnen roch es intensiv nach Leder und Holzbeize. Auf der einen Seite war ein dunkel lasierter Tresen, der über die ganze Länge der Wand reichte, wo-

durch der Raum eher wie die Lobby eines alten Hotels wirkte und nicht wie der Eingangsbereich einer Haftanstalt. Kroft öffnete eine der zahlreichen Türen, und wir gelangten in ein kleines Zimmer und von da aus in einen noch kleineren Raum.

»Setz dich da hin«, sagte Elmore Holling und zeigte auf den Tisch und die Stühle aus Metall. Gus Grimsley tippte sich an den Hut, und sie ließen mich allein. Als Holling die schwere Tür hinter sich zuzog, erfüllte ein lautes, metallisches Kreischen den Raum. Dann war alles still.

Ich setzte mich. Wartete. Der Raum war kalt und hatte keine Fenster; eine einsame Glühbirne, die nackt von der hohen Decke hing, spendete schales Licht. Farblos und grell fiel es auf alles, was sich in seinem Radius befand. An der gegenüberliegenden Wand war eine Uhr, geschützt von einem Wust kreuz und quer über das Ziffernblatt verlaufender Drähte. Daneben ein Bild von einem karmesinroten Sonnenuntergang über einer Grasenebene. Ansonsten waren die Wände kahl.

Aber immerhin dieses Bild. Auf seine Art diente es als Fenster. Bestimmt hatten alle, die hier auf meinem Platz am Tisch gegessen hatten, die getuschte Landschaft betrachtet und sich wie ich gewünscht, sie könnten durch den Rahmen kriechen, durch dieses schmale Fenster, und in die friedliche Welt auf der anderen Seite fliehen. Vielleicht ein neues Leben anfangen, die Vergangenheit hinter sich lassen.

Die Tür ging auf.

Frank Kroft kam herein, wobei er den Kopf einziehen musste, um sich nicht zu stoßen. Er hatte ein Klemmbrett in der Hand, unter dessen Metallklammer ein Pa-

cken Papiere steckte. Ihm folgte ein großer, stämmiger Mann, der einen Overall aus steifem Jeansstoff trug. Er war fast so groß wie Frank, und dazu wölbte sich unter seinem Overall noch ein gewaltiger Bauch hervor. Sein Gesicht war hinter einem dichten, grau melierten Bart verborgen. Er hatte eine lange Holzpfeife im Mund, und ich musste daran denken, wie ich ein paar Jahre zuvor im Marshall Field's Café dem Weihnachtsmann gegenübergetreten war. Ich hatte in jener Woche schon vier Mal bei ihm Schlange gestanden. Der Weihnachtsmann hatte eine dunkle, blank polierte Pfeife geraucht, und der starke, holzige Tabakgeruch war mir gleichzeitig angenehm und zuwider gewesen. Jetzt ging es mir genauso.

Der Mann im Overall schloss die Tür und setzte sich mir gegenüber. Frank warf das Klemmbrett auf den Tisch, zog einen Stuhl zurück und setzte sich ebenfalls.

Der andere nahm die Pfeife aus dem Mund. »Ich würde mal sagen ...« Seine Stimme war tief und ungeschliffen. »... die Arbeit ist ganz auf dich zugeschnitten, Frank.« Er trug eine schwarze Hornbrille und schob sie auf seiner dicken Nase weiter nach oben. Mit einem Seufzen nahm er das Klemmbrett vom Tisch und blätterte in den ersten paar Seiten.

»Die nächste Herde kommt erst in einem Monat«, sagte Frank. »Ich kümmere mich drum.«

Ich fühlte mich furchtbar klein, wie ich da so unbeachtet vor ihnen saß.

»Klar, Frank. Wie immer.«

Er blätterte noch ein bisschen weiter und legte das Klemmbrett dann auf den Tisch.

»Nun wollen wir doch mal sehen, was wir hier ha-

ben.« Er blickte auf und sah mich scharf an, ohne etwas zu sagen. Das Schweigen im Raum war unbehaglich; der Sekundenzeiger der Uhr tickte, tickte, tickte.

Er wartete, vielleicht darauf, dass *ich* etwas sagte. Aber ich schwieg.

»Hm.« Er schaute wieder auf das Klemmbrett. »Wir werden deinen Willen schon brechen, Mister Sheppard. So wie wir es mit jedem Tier da draußen machen. Schritt für Schritt.«

Kroft lachte in sich hinein, ganz braungelbe Zähne und Schnurrbart.

»William Paul Sheppard. Du bist für vierundzwanzig Monate hier. Zwei Jahre. In diesen zwei Jahren wirst du für mich arbeiten. Mein Name ist Walter Barrow. Du wirst mich Sir nennen, Mr Barrow oder auch Direktor Barrow, klar?«

Ich sprach leise und sah ihm unverwandt in die Augen. »Ja, Sir.«

»Sehr gut. So, und bevor wir weitermachen, lass uns eins gleich mal klarstellen. Es ist ein Luxus für dich, hier zu sein, Mister Sheppard. Ein Privileg. Du könntest in dieser Minute auch in der Zelle irgendeiner staatlichen Jugendvollzugsanstalt sitzen, wo man Gottes weiten Himmel nur zu sehen kriegt, wenn sie einem erlauben, mal rauszugehen. Hier auf der Ranch wirst du fast den ganzen Tag draußen sein. Aber glaub mir, Junge, leicht wird das nicht. Es wird *hart*. Du wirst schuften, und du wirst schwitzen. Und wenn du auch nur einen einzigen Zentimeter aus der Reihe tanzst, William, kriegst du es mit uns zu tun.«

»M-hmm«, bestätigte Kroft.

»Vielleicht ist dir schon aufgefallen, Mister Sheppard,

dass die Swope Ranch keine Sicherheitstore hat, weder Eisenzäune noch hohe Mauern.«

Das war es. Ich wusste doch, dass hier irgendetwas merkwürdig war. Keine Tore. Noch bevor er zu einer Erklärung ansetzte, verstand ich den Grund: Es war nicht nötig.

»Diese Ranch befindet sich in einem Tal, das mehr als viertausend Meter über dem Meeresspiegel liegt, im Schatten eines der beiden Viereinhalbtausender des Landes. Im Winter ist die einzige befahrbare Straße, die aus dem Tal hinausführt, im Schnitt einen Meter hoch mit Schnee bedeckt. Selbst im Sommer sinkt die Temperatur in dieser Höhe nachts fast auf den Gefrierpunkt. Ohne den Luxus eines Fahrzeugs sind wir etliche Tagesreisen von jeglicher Form der Zivilisation entfernt. Wenn ein Gefangener sich trotzdem irgendeiner optimistischen Wahnidee hingibt und zu fliehen versucht, verfahren wir nach einer strengen Methode. Wir werden dich abknallen, William, wenn wir dich außerhalb unserer Grenzen antreffen, und zwar ohne lange zu fackeln. In den zwölf Jahren, die diese Ranch jetzt als Erziehungsanstalt dient, hat nicht ein einziger Gefangener diesen Versuch unternommen. Die Berge hier oben sind gnadenlos, das ist die einfache Wahrheit.«

Er konnte mir sicher an den Augen ablesen, dass ich ihm glaubte.

»Zurzeit verbüßen achtundsiebzig Jungs ihre Strafe auf der Ranch. Mit dir sind es neunundsiebzig. Du bekommst von uns zwei Paar Einheits-Bluejeans, einen Pullover, einen Mantel und zwei Hemden. Ein Paar Arbeitstiefel spendieren wir dir auch noch.

Wir haben eine Art Militärbaracke für alle Jungs, mit

Innentoilette und allem. Die ist erst letztes Jahr fertig geworden, du brauchst also zum Scheißen nicht nach draußen zu gehen.«

Er schaute noch einmal in die Papiere. »Mr Kroft bringt dich jetzt zur Kleiderkammer, da wird man deine Maße feststellen, und dann geht's zu den anderen.«

Er schlug die Seiten wieder nach vorn und reichte Frank das Klemmbrett. »Den eigenen Vater abgestochen. Ihn fast umgebracht.«

Ich wusste nicht genau, was ich darauf sagen sollte. »Ich hätte mir wohl mehr Mühe geben müssen.«

Zu meinem Erstaunen lachten beide und tauschten einen vielsagenden Blick.

Barrow wandte sich wieder mir zu. »O ja, Mister Sheppard. Dir werden wir noch ganz gewaltig die Leviten lesen.«